

NEOLOGISMUS

AUSGABE 01/2017



Foto: Alexander Cahlenstein – flickr.com (CC BY 2.0)

Eine musikalische Reise durch den Märchenwald – S. 13



Foto: Franz Ferdinand Photography – flickr.com (CC BY-NC 2.0)

Print ist tot – Lang lebe Print! – S. 4



Foto: Daniele Civallo – flickr.com (CC BY-NC 2.0)

Superman's Fall – S. 9

Inhaltsverzeichnis

1	POLITIK UND GESELLSCHAFT	
	Lippenbekenntnisse	3
	Print ist tot – Lang lebe Print!	4
2	WISSENSCHAFT UND TECHNIK	
	Häppchenweise: Auf Herz und Nieren	7
3	FEUILLETON	
	Superman's Fall	9
4	KREATIV	
	Eine musikalische Reise durch den Märchenwald	13
	Gleis 8	18

Chefredakteur:

Florian Kranhold

Layout:

Tobias Gerber, Florian Kranhold,
Michael Thies
Erstellt mit L^AT_EX

Autoren dieser Ausgabe:

Michael Thies, Lukas Heimann, Jannik
Buhr, Marc Zerwas, Florian Kranhold

Redaktionsanschrift:

Florian Kranhold
Rottenburger Straße 8
72070 Tübingen

Kontakt:

neologismus-magazin.de
facebook.com/neologismus.magazin
info@neologismus-magazin.de
Die gedruckten Artikel geben nicht immer die Meinung der Redaktion wieder. Änderungen der eingereichten Artikel behalten wir uns vor. Trotz sorgfältiger Prüfung übernehmen wir keine Haftung

für die Richtigkeit der abgedruckten Veröffentlichungen.

Der NEOLOGISMUS steht unter einer *Creative Commons*-Lizenz: CC BY-NC-SA 3.0 (Namensnennung, Nichtkommerziell, Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Deutschland Lizenz, creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/). Zur Verwendung enthaltener Inhalte, die nicht durch diese Lizenz abgedeckt wird, nehmen Sie bitte Kontakt zu uns auf.

Veröffentlicht am 1. Februar 2017.

POLITIK UND GESELLSCHAFT

Lippenbekenntnisse

Erinnerung an Gesagtes und Frage an Geschehenes

VON MICHAEL THIES

»We hold these truths to be self-evident, that all men are created equal, that they are endowed by their Creator with certain unalienable Rights, that among these are Life, Liberty and the pursuit of Happiness.«

– Unabhängigkeitserklärung der USA, Juli 1776

»Da die Anerkennung der angeborenen Würde und der gleichen und unveräußerlichen Rechte aller Mitglieder der Gemeinschaft der Menschen die Grundlage von Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden in der Welt bildet, [...]

da es notwendig ist, die Entwicklung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Nationen zu fördern, [...]

da die Mitgliedstaaten sich verpflichtet haben, in Zusammenarbeit mit den Vereinten Nationen auf die allgemeine Achtung und Einhaltung der Menschenrechte und Grundfreiheiten hinzuwirken,

da ein gemeinsames Verständnis dieser Rechte und Freiheiten von größter Wichtigkeit für die volle Erfüllung dieser Verpflichtung ist,

verkündet die Generalversammlung

diese Allgemeine Erklärung der Menschenrechte als das von allen Völkern und Nationen zu erreichende gemeinsame Ideal, damit jeder einzelne und alle Organe der Gesellschaft sich diese Erklärung stets gegenwärtig halten [...].«

– Allgemeine Erklärung der Menschenrechte der UN, Dezember 1948: Präambel

»Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen.«

– Allgemeine Erklärung der Menschenrechte der UN, Dezember 1948: Artikel 1

»Warum schützt man die Grenzen der Staaten so gut und die Grenzen der Menschen so schlecht?

Sie müssen nicht zwischen den Ländern verlaufen aber zwischen den Menschen.

Nicht aus Stacheldraht soll'n sie sein, sondern aus Respekt.

Es gibt Grenzen.«

– Dota Kehr: Grenzen, August 2015

Print ist tot – Lang lebe Print!

Gedanken über Medien.

VON LUKAS HEIMANN



Foto: Franz Ferdinand Photography – flickr.com (CC BY-NC 2.0)

DOUGLAS ADAMS, Autor der Romanreihe *Per Anhalter durch die Galaxis*, hat bereits 1995, als *Spiegel Online* nicht mal ein Jahr alt war, für das Technologie-Magazin *Wired*^[1] einen Artikel über Innovation und ihre Auswirkungen auf die Medien geschrieben: „Einige der revolutionärsten neuen Ideen beruhen darauf, daß jemand etwas Altes entdeckt, das weggelassen werden kann, statt sich was Neues einfallen zu lassen, das man hinzufügen könnte.“

In seinen folgenden Ausführungen berichtet er vom *Walkman*, der einfach ein Kassettenrekorder ohne Verstärker und Lautsprecher ist. Er erklärt, dass man auch einfach Teile des Problems weglassen kann, wie alle Ziffern größer 1, um einen Computer zu bauen. Und, für uns am wichtigsten: Aus dem Modell „Zeitschrift“ lassen wir einfach „die Idee anständig gebundener und verkaufter Stapel von zu Hochglanzpapier verarbeitetem Holzbrei“ weg – die

Leser erhalten trotzdem „eine Konzentration des Stoffes [...], an dem sie interessiert sind, und das in einer Form, die leicht zu finden ist, mit dem zusätzlichen Vorteil, daß sie einfach nahtlos auf alle möglichen verwandten Materialien verweisen kann“.

Schon damals hat sich Douglas Adams die Frage gestellt, wie man diese neue Form des Mediums in Zukunft finanzieren könne. Denn bislang, so Adams, sei jeder Zeitungsverkauf hauptsächlich der Versuch gewesen, die Druckkosten zu amortisieren, mit denen man auch die journalistische Arbeit finanziert – so wie *Xerox* High-Tech-Kopierer entwickelte, um einen (profitablen) Markt für Tonerpatronen zu schaffen.

Und ab dann wird es utopisch und im Rückblick leider falsch. Einerseits spricht er von Werbung, die online dadurch für alle Beteiligten (insbesondere auch die Werbenden) besser würde, wenn man ihre nervige Auffälligkeit weglässt – ohne Werbe-

blocker kann *ich* das Internet inzwischen nicht mehr aushalten. Andererseits spricht er davon, dass „Leser minimale Beträge dafür zahlen, daß sie beliebte Internetseiten lesen können“, was, so Adams, „wahrscheinlich sofort in die Tat umgesetzt wird, sobald man im Internet virtuelles Bargeld benutzen kann“. Haha ... Ha.

Jetzt kann man natürlich streiten, ob es wirklich so etwas wie „virtuelles Bargeld“ praktikabel gibt, aber klar ist auch, dass man im Internet sehr einfach Geld für Dinge zahlen kann. Die Frage ist also: Warum zahlen wir nicht? Beziehungsweise, weil ich hier nicht für alle Leser sprechen kann: Warum zahle *ich* nicht?

Abonnement-Kultur

Seit ich studiere, gucke ich zum Frühstück immer die öffentlich-rechtlichen Nachrichten vom Vorabend, um mich informationstechnisch halbwegs über Wasser zu hal-

ten. Von zu Hause kenne ich es, dass man auch eine Tageszeitung hat, die mehr oder weniger aufmerksam gelesen wird. Als aufgeklärter Mensch sage ich, es ist richtig, sich nicht nur aus einer Quelle zu informieren, und viele Informationen, die ich so aus dem Internet zu tagesaktuellen Themen erhalten könnte, sind von zweifelhafter Seriösität. Was spricht also gegen das Abonnement einer Print-Zeitung, vielleicht nicht täglich, aber immerhin doch wöchentlich – das sollte sich vom Umfang her bewältigen lassen.

Und so habe ich im Sommer 2015 nacheinander Probeabos von *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* und *Zeit* abgeschlossen.¹ Ich bin mit dem Anspruch tiefster Wertschätzung an die ab dann wöchentlich in meinem Briefkasten landenden Zeitungen herangegangen – schließlich will ich eine fundierte Entscheidung treffen können, sollte ich mich für ein dauerhaftes Abonnement entscheiden. Und wenn ich irgendwann wirklich Geld für das Abo zahle, dann muss ich das ja auch ausnutzen, und (außer vielleicht dem Sport-Teil) alle Artikel lesen.

Doch die Wirklichkeit hat mich eingeholt, als der Stapel der ungelesenen Ausgaben der *Zeit* in meinem Schrank immer höher wurde. Als ich der Frau an der *Zeit*-Probeabo-Kündigungs-Hotline von meinem Papierberg als Kündigungsgrund berichtet habe, war ihre geschickt verkaufsfördernde Antwort: „Sie können uns ja auch digital abonnieren!“ Und da musste ich wirklich lachen.

Aber warum habe ich nicht so viel gelesen, wie ich mir vorgenommen habe? Ist meine Aufmerksamkeitsspanne zu kurz für die langen Artikel? Ist meine Wohnung zu klein, die riesige Zeitung vernünftig aufzublättern? Nehme ich mir nicht genügend Zeit für die *Zeit*? Ich bin inzwischen davon überzeugt, das Problem war ein anderes, nämlich mein Anspruch: Ich zahle (potentiell) für die Zeitung, also will ich sie auch *komplett* lesen. Ich glaube, nicht nur erfahrene Zeitungsleser werden über die Naivität dieser Aussage schmunzeln, aber ich

halte das irgendwie für einen völlig legitimen Anspruch! Oder?

Es hat ein bisschen gedauert, bis ich für mich das Gegenbeispiel gefunden habe: *Netflix*. Da zahle ich doch auch monatlich, und Teufel, ich gucke mir nicht alles an. Und interessanterweise habe ich bei *Netflix* damit kein Problem, auch wenn man mal hypothetisch eine Rechnung aufmachen könnte: Etwa 8 € monatlich kostet *Netflix* pro Person.² Das Studentenabo bei der *Zeit* kostet 2,65 € pro Ausgabe, also etwa $2,65 \text{ €} \cdot \frac{52}{12} \approx 11,50 \text{ €}$ pro Monat. Ich sehe ein, das ist eine naive Rechnung. Das normale Abonnement der *Zeit* kostet natürlich mehr, *Netflix* realistischerweise weniger, aber dennoch ist das nur ein verhältnismäßig kleiner quantitativer Unterschied, insbesondere, wenn ich versuche mit einzuberechnen, welchen Bruchteil von *Netflix* ich jemals gesehen haben werde und welchen Bruchteil der *Zeit* ich potentiell im Schnitt lese.

Kostenlos-Kultur

Warum zahle ich also trotzdem nicht? Naja, Nachrichten gibt es auch online, und dort insbesondere kostenlos. Wie eingangs festgestellt, gibt es *Spiegel Online* 2017 seit 23 Jahren kostenlos – und bei den anderen großen Zeitungen verhält es sich ähnlich. Ich bin damit aufgewachsen, dass das einfach so ist – natürlich fehlt mir dann irgendwo das Verständnis, dafür zu zahlen. Und die Versuche, online Zahlsschranken einzuführen, sabotiert sich die Presse selbst: Erst kürzlich hat die *Bild* die Konkurrenz *Focus Online* dafür verklagt, die Bezahlhalte (*BILDplus*) von der *Bild*-Website abzuschreiben und selbst kostenlos zu veröffentlichen – und die rechtlichen Implikationen sind kompliziert!^[2]

Letztendlich handelt *Focus Online* natürlich aus Eigeninteresse, denn sie nutzen Werbung zur Finanzierung, die natürlich mehr Geld einbringt, wenn möglichst viele Menschen die Seite mit möglichst günstig produziertem Inhalt anschauen – was vielleicht eine ökonomische Not-

wendigkeit ist, aber weiß Gott nicht das Optimum sein kann – und was für meinen Geschmack schon viel zu sehr nach Clickbaiting klingt: Attraktiver Titel, mehr Clicks, Inhalt egal und damit quasi immer ernüchternd.

Einen vermeintlichen Lösungsansatz präsentiert ein YouTuber in seinem Video^[3] rund um *Fake News*, in dem er in die frühen Tage der Zeitung zurück geht: Zeitung wurde von „Newsboys“ verkauft, die die Schlagzeilen auf der Straße ausgerufen haben. Diese Schlagzeilen mussten, um den Kaufimpuls zu verstärken, natürlich schnell Interesse für das Thema wecken – Clickbait 1.0. Ausweg damals war die Einführung des Abonnements: Man wusste, ein bestimmter Verlag hatte gute Inhalte, also gibt man ihm mit dem eigenen Abo eine sichere Einnahmequelle, die nicht mehr von effektvollen Titeln, sondern guten Inhalten abhängt.

Bleibt ein Abonnement-basiertes Bezahlssystem also langfristig gesehen doch der einzige Ausweg? Leider ist es wieder nicht so einfach: „Part of the problem: ‘Real News’ is behind a paywall, while the fake stuff is always free.“^[4] Dass man an die guten Nachrichten in erster Linie nur noch im Abo rankommt, mag eine langfristig sinnvolle Idee sein. Aber die tendenziös ausgelegte Wahrheit, hinter der dann eine politische Agenda steht, wird kostenlos bleiben, weil sie sich im Zweifel wirtschaftlich gar nicht tragen muss, und damit zuerst auffindbar und ohne Abo als einzige Quelle überhaupt verfügbar sein.

„Aber was, wenn wir alle dazu *zwingen*, ein Abo abzuschließen? Wie beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk, nur eben für *alles*.“ Vielleicht. So eine „Kultur-Flatrate“ klingt wie eine sehr schöne Utopie. Wer aber mal zu den AfD-Wählern und Pegida-Spaziergängern schaut, weiß, dass die „Zwangsabgaben“ womöglich einen noch schlechteren Ruf genießen als die „Lügenpresse“ insgesamt.

¹Wobei ich zugeben muss, dass die kostenlose Bionade, die es nach Feierabend im Hauptbahnhof beim kostenlosen Abschluss direkt dazu gab, meine Entscheidung maßgeblich mitbeeinflusst hat.

²Wenn man nicht von einem geteilten Account ausgeht, der die Kosten auf etwa 3 € drückt.

Kultur

Wie so oft bleibt die Antwort also: Es ist nicht einfach.

Ich für meinen Teil habe mir im Laufe des Verfassens dieses Artikels eine *echte Zeitung* abonniert. Sie erscheint monatlich, also habe ich gute Chancen, einen Großteil gelesen zu bekommen.³ Und sie kommt zu mir nicht online, auf einem PC, auf dem

ich mich ablenken lassen kann, oder auf ein Tablet, das ich nicht habe. Sie kommt – ganz klassisch – in Papierform.

Ich hoffe, mein Zimmer ist groß genug, sie ordentlich aufzuklappen.

[1] **Adams, Douglas.** *Was haben wir zu verlieren?*. Erschienen in *Wired* Nr. 1, britische Ausgabe, 1995, und in *Lachs im Zweifel*, Wilhelm Heyne Verlag,

München 2005, S. 155ff.

- [2] <http://www.golem.de/news/bezahlinhalte-bild-fordert-obergrenze-fuer-focus-online-1701-125628.html> (abgerufen am: 23.01.2017 18:23)
- [3] <https://www.youtube.com/watch?v=Uln33sDwKqQ> (abgerufen am: 23.01.2017 18:28)
- [4] <https://twitter.com/dildog/status/823239968231342080> (abgerufen am: 23.01.2017 18:17)

³Und nein, es ist nicht der NEOLOGISMUS, auch wenn ich unseren Newsletter nur sehr empfehlen kann.

WISSENSCHAFT UND TECHNIK

Häppchenweise: Auf Herz und Nieren

Warum wir nach Klausuren häufiger zur Toilette müssen

VON JANNIK BUHR

Die Welt ist voller Rätsel. Einige groß wie Planeten, andere klein wie Atome. Manche dieser Rätsel gleichen dem Weihnachtsmann: Ist das Geheimnis erst einmal gelüftet, so fällt viel von dem ursprünglichen Zauber ab. Andere Rätsel hingegen sind völlig anderer Natur: Lösen wir sie, so stoßen wir zwar auf eine Antwort, eröffnen aber zugleich ein ganzes Universum an neuen Fragen. Gemeinsam wollen wir uns an Fragen der zweiten Art heranwagen und nach und nach den Irrungen und Wirrungen des Lebens auf die Spur kommen. Wir werden uns mit vielen Phänomenen beschäftigen, die jedem von uns im Alltag schon über den Weg gelaufen sind, und ihnen mit unterschiedlichen Methoden auf den Grund gehen. Dabei werden wir stückweise diverse Teilgebiete der Biochemie, Medizin, Psychologie und weiteren Disziplinen aus einer Alltagsperspektive betrachten und erschließen. Da unser Universum ein wahres Buffet faszinierender Fragestellungen mit teils unfassbar eleganten Antworten zu bieten hat, werden wir uns dem auf die einzig mögliche Weise nähern: Häppchenweise.

Diesen Monat geht es um Aufregung. Eine wichtige Rolle spielt hier das Herz. Ich halte es für sinnvoll, damit anzufangen, da die meisten von uns schließlich selbst eines haben. Falls ihr euch nicht sicher seid: Haltet kurz den Mittel- und Zeigefinger eurer rechten Hand an die Unterseite des Handgelenks der anderen Hand. Hier müsstet ihr euren Puls spüren, und genau das ist die Hauptaufgabe eures Herzens. Pro Minute pumpt es knapp fünf Liter Blut

durch euren Körper, um die Organe mit Sauerstoff zu versorgen. Aber kommen wir zurück zur ursprünglichen Fragestellung: Warum müssen wir so oft kurz nach (beizeiten auch vor) einer Klausur oder einer anderen Herausforderung schnell pinkeln gehen?

Beginnen wir also allgemein mit der Situation. Das Gehirn, die Steuerzentrale des Körpers, hat eindeutig erkannt, dass eine Gefahrensituation auf uns zukommt und beginnt, den Körper in Alarmbereitschaft zu versetzen. Natürlich müssen wir heutzutage keine Todesangst vor Säbelzähntigern oder Ähnlichem mehr haben, aber dem Gehirn hat niemand erzählt, dass die mittlerweile ausgestorben sind, und so ist die Antwort auf Stress immer noch die Gleiche: „Vorsicht, Gefahr! Weglaufen oder Kämpfen?!“ Über einen ganzen Haufen Nervenbündel schickt das Gehirn also stimulierende elektrische Signale an alle Organe, die dabei behilflich sein könnten, und hemmende Signale an alles, wofür gerade keine Zeit bleibt, wenn ein hungriger Säbelzähntiger vor der Tür steht. Magen und Darm wird also gesagt, dass jetzt nicht der richtige Zeitpunkt für Verdauung ist. Stattdessen wird den Muskeln möglichst viel Energie in Form von *Glucose* (einfache Zuckereinheiten) aus seiner Speicherform *Glykogen* (verzweigte Zuckerketten ähnlich der Stärke von Kartoffeln) zur Verfügung gestellt. Die Gesamtheit der Nervenfasern, die bei einer solchen Alarmbereitschaft aktiv sind, nennt man übrigens *Sympathikus*, ein Begriff, den die alten Griechen dem Ganzen gegeben hatten, die von einer Art „Mitgefühl“ zwi-

schen den Organen ausgingen. (Sein Gegenspieler ist der *Parasympathikus*, der uns entspannen, verdauen und schlafen lässt.) Über den Sympathikus erreicht die Aufbruchstimmung auch das Nebennierenmark, was selbiges veranlasst, das Hormon *Adrenalin* in den Blutstrom auszuschütten.

Während seiner wilden Fahrt durch unsere Blutbahnen erreicht Adrenalin auch das Herz. Dort bindet es an sogenannte *beta-adrenerge Rezeptoren*. Rezeptoren sind, wie so viele Dinge in unserem Körper, Proteine. Nach dem allseits beliebten Schlüssel-Schloss-Prinzip passt an diesen Rezeptor auch nur ein bestimmtes Molekül (oder solche, die ähnlich aussehen, was sich viele Medikamente zunutze machen). Es kommt nun zu einer sogenannten *Signalkaskade*, d. h. ein Rezeptor aktiviert ein weiteres Protein, das wiederum die Aktivität eines weiteren Proteins reguliert und so fort. Wie ihr euch sicher schon denken könnt, sind Proteine ziemlich vielseitig, und in weiteren Episoden werden wir uns auch mit ihren anderen Aufgaben beschäftigen. Dazu gehört der Aufbau von Strukturen in unseren Zellen, das Ermöglichen von wichtigen chemischen Reaktionen, der Transport von Stoffen und vieles mehr. An dieser Stelle soll es uns aber genügen, dass am Ende dieser Verkettung von Ereignissen das Signal an unser Herz steht, die Frequenz des Herzschlages zu erhöhen. Unser Herz pumpt also mehr Blut, der Blutdruck steigt, wir sind aufgeregt. Und im Falle eines Säbelzähntigerangriffes gleich bereit, davonzulaufen oder dem Kater mit unserer Keule eines auf die Rübe zu

geben.

In unserem Falle taucht jedoch keine Großkatze auf. Unser Herz hat mittlerweile auch gemerkt, dass es ziemlich schnell pocht und der Blutdruck ein wenig hoch ist. Dies führt nämlich dazu, dass der Herzvorhof (dort strömt das Blut ein) mehr als sonst gedehnt wird und ein kleines Protein (nicht so ein großes wie vorhin der Rezeptor) namens *ANF* ausgeschüttet wird. *ANF* steht für *Atrialer* (es kommt also vom Atrium, dem Vorhof) *natriuretischer* (Natrium-ausschüttender) Faktor. Die Hauptaufgabe dieses kleinen Proteins ist es, den Blutdruck wieder zu senken. Am einfachsten geht das, indem man Wasser aus dem Blut entfernt. Einer der Hauptwirkungsorte des *ANF* ist daher die Niere (bzw. beide Nieren).

Dort werden unserem Blut ständig über halbdurchlässige Membranen Wasser und Ionen wie z. B. Natriumionen entzogen, die dann über den Urin ausgeschieden werden. Weil wir auf diese Weise aber viel zu viel Wasser und Ionen verlieren würden, wird ein Teil davon aus dem zunächst gebildeten *Primärharn* resorbiert, also wiederaufgenommen. Der *ANF* sorgt nun dafür, dass eben jene Rückaufnahme von Wasser und Natriumionen verringert wird, was insgesamt also den Wassergehalt und damit das Volumen des Blutes verringert. Damit ist auch unser Blutdruck wieder niedriger, mit dem Nebeneffekt, dass mehr Urin produziert wurde und wir die Toilette aufsuchen müssen. Häufig natürlich erst nach der Stresssituation, weil in selbiger der *Sympathikus* laut „Zum Pinkeln

ist jetzt keine Zeit!“ gerufen hat.

Damit hätten wir ein kleines Rätsel des alltäglichen Lebens gelüftet. Wie euch wahrscheinlich aufgefallen ist, hängt in der Biochemie nahezu alles miteinander auf die eine oder andere Weise zusammen. Ihr könnt euch also vorstellen, dass der schmale Pfad, den wir heute durch die Signalverarbeitung genommen haben, viele weitere Abzweigungen, Wirrungen und Kreuzungen besitzt und wir keinesfalls eine vollständige Betrachtung aller Effekte vornehmen können. Aber das macht nichts. Es ermöglicht uns vielmehr, weiter zu staunen. Im nächsten Häppchen wird es um Piraten, Proteine und Vitamine gehen, bleibt also neugierig!

FEUILLETON

Superman's Fall

Warum DC-Filme hinter den Erwartungen zurück bleiben

VON MARC ZERWAS



Foto: Daniele Civallo – flickr.com (CC BY-NC 2.0)

Seit einigen Jahren feiert *Marvel* Jahr um Jahr massive Erfolge mit ihrem *Cinematic Universe*. Beginnend mit dem *Hulk* und dem ersten *Iron Man*-Film starteten sie eine Filmreihe, welche heute zu einem der erfolgreichsten Franchises der Welt gewachsen ist. Ausgerechnet *Marvel*! Der erste wirklich erfolgreiche und gute Comicfilm war der ziemlich spaßige *Superman* von 1978 von *DC-Comics*. Die Fortsetzungen fielen qualitativ in den kommenden Jahren etwas ab, bis 1989 *Batman*, für mein Empfinden der bisher beste Comicfilm, das wieder mit einer etwas düsteren, aber immer noch unterhaltenden Herangehensweise in ein positiveres Licht rückte. Das Sequel *Batman Returns* 1992 war ebenfalls ein sehr gut ausgeführ-

ter Film, doch versagte gänzlich an den Kinokassen. Die extrem düstere Handlung und Inszenierung entsprach nicht dem Zeitgeist der frühen 90er Jahre. Doch anstatt leichte stilistische Anpassungen zu machen, ging man furchtbar planlos in eine andere Richtung und im Laufe der 90er Jahre überschwemmte man die Filmfreunde dieses Planeten mit einigen richtig miesen Machwerken: *Batman & Robin*, *The Phantom* und *Spawn* sind nur wenige Beispiele einer nicht gerade allzu rosigen Zeit des Kinos. Auch außerhalb des Comicgenres nahmen sich offensichtlich etliche Filmschaffende einige kreativen Auszeiten. Doch speziell im Comicsektor wusste man scheinbar nicht so wirklich, wie man sich dem Medium vernünftig nähern sollte. Hat

man Kinder oder Erwachsene als Zielgruppe? Wie geht man Charaktere an, welche über hunderte Comicausgaben etabliert und oftmals in mehreren Versionen existieren? Wie erreicht man den normalen Kinogänger, ohne den Fan der Vorlage auf die Füße zu treten? Auch wenn ich nie ein riesiger Comic- und Superheldenfan war, so lässt sich mit Sicherheit sagen, dass keines dieser Werke Antworten auf diese Fragen bot. Lediglich Ausnahmen wie ein *Blade* sorgten für etwas Freude.

All dies änderte sich 2000 mit dem großen Einstieg von *Marvel* mit *X-Men* in der Filmbranche, welche sich vorher nur selten an das bewegte Bild getraut haben. Mit *Spider Man* schafften sie es, schrittweise den Ruf der Comicfilme in ein besseres Licht

zu rücken. Rückschläge wie *Daredevil* oder *Ghost Rider* folgten zwar immer noch, doch man schien so langsam einen Weg gefunden zu haben, die Charakterzeichnung dieser Heldenfiguren greifbar in einen zwei-stündigen Film zu integrieren.

Den nächsten Schritt begann Marvel bekanntlich 2008 mit *Iron Man* und der Rest ist Geschichte. Zwar finden sich in dem sogenannten Cinematic Universe keine cineastischen Meilensteine, doch hat man stets eine angenehme und spaßige Mischung aus gut inszenierter Action und sehr guter Charakterzeichnung mit einer meist ziemlich soliden Handlung. Wenn man heute in einen Marvel-Film geht, so ist man mit Sicherheit vor einem kompletten Reifall gefeit. Es sind schlichtweg garantierte zwei Stunden freudiger und guter Unterhaltung.

Anders sieht es bei DC aus. Die einzigen Filme, welche in den letzten 25 Jahren wirklich überzeugen konnten, waren CHRISTOPHER NOLANS *Dark Knight*-Trilogie (mit einigen kleinen Lichtblicken wie *V for Vendetta* oder *A History of Violence*, welche jedoch einen gänzlich anderen Fokus hatten). Abgesehen von diesen zugegeben ziemlich guten Filmen hat DC aber vollkommen den Anschluss an den alten Rivalen verloren und versucht nun verzweifelt aufzuholen.

Drei Filme aus dem Extended Universe von DC sind bereits erschienen und alle drei litten unter bestenfalls gemischten Kritiken – und auch ich persönlich halte sie jeweils von durchwachsen bis schwach. Was diesen drei Filmen jedoch konkret fehlt und was DC noch tun kann um ihr Franchise zu retten, will ich in den folgenden Zeilen ein wenig analysieren.

Man of Steel

Los ging das Drama 2013 mit *Man of Steel*. Man beschloss, um diese Filmreihe erfolgreich zu starten, müsse man sogleich mit der bekanntesten Heldenfigur eröffnen: Superman. Außerdem brachte man den *Batman*-Erfolgsregisseur CHRISTOPHER NOLAN und Autor selbiger Trilogie DAVID S. GOYER an Bord. Die Zeichen standen gut. Mit dem

Batman-inspiriert-düsteren und etwas philosophischeren Ansatz wollte man sich von dem etwas farbenfrohen und mehr auf simplere Unterhaltung getrimmten Marveluniversum abheben. Die Rezeption des Werkes war jedoch ziemlich gespalten. Was ging schief?

Meiner Meinung nach war *Man of Steel* ein extrem schwacher Streifen ohne einen vernünftigen Fokus und Probleme finden sich an allen Ecken und Enden. Das Hauptproblem ist für mein Empfinden jedoch die Charakterzeichnung insofern, dass diese einfach nicht stattfindet. Besonders Superman wirkt grausam uninteressant. Man beschränkt sich über den gesamten Film darauf, seine übergeordnete Rolle und Jesussymbolik darzustellen, anstatt ihn in interessanten Charaktermomenten zu zeigen. Dabei hilft es nicht sonderlich, seine Lebensgeschichte in den ersten 40 Minuten des Filmes in nicht-chronologischen und wenig aussagekräftigen Flashbacks zu zeigen. Es verwirrt den Zuschauer mehr und lässt einen zu keinem Zeitpunkt mit dem Charakter mitfiebern, da man stets wieder wegschneidet, wenn der Subplot anfängt, spannend zu werden. Auch keiner der Nebencharaktere agiert auch nur in irgendeiner Weise interessant oder glaubwürdig. Sein Ziehvater verdeutlicht auch nur Supermans Schicksal und seine Rolle für die Menschheit, statt dass er ihm irgendeinen emotionalen Ankerpunkt bietet, was furchtbar langweilig ist. Man hört pausenlos nur gewichtige Reden, welche bereits in zig anderen Filmen exakt so zu hören waren. Am deutlichsten wird diese Emotionslosigkeit in einigen Todeszenen (welche ich hier nicht spoilern möchte). Wenn beispielsweise ein wichtiger Charakter (aus vollkommen absurden Gründen) von einem Tornado eingeholt wird, so nimmt er dies regungslos hin. Nicht einmal in diesen extremsten Momenten ist der Film in der Lage, Emotionen zu erzeugen. Man konzentriert sich ausschließlich auf die Bedeutung der Charaktere, vergisst die eigentlichen Personen aber vollkommen.

Ich verstehe dabei natürlich, dass man Superman als übergroße Figur darstellen möchte und dass die gan-

ze Inszenierung darum möglichst bedeutungsschwanger wirken soll, doch in der Art, wie es hier ausgeführt ist, ist es nur lachhaft. Oben genannte Todesszene ist mehr unfreiwillig komisch, als dass sie dramatisch wirkt. Darüber hinaus ist die Handlung als solche ziemlich gewöhnlich für einen *Superman*-Film mit einem überraschenden Twist gegen Ende. Ich finde, man hätte den finalen Wendepunkt wesentlich besser umsetzen können, gerade da der Film danach zu schnell endet, jedoch gefällt mir der Ansatz ziemlich gut. Aber auch hier kann der Film keine wirklichen Akzente setzen.

Ansonsten ist der Film relativ durchschnittlich: Die Darsteller machen ihre Sache passabel, bekommen aber vom Skript auch nichts, um in irgendeiner Weise Besonderes zu leisten. Der Soundtrack ist nicht ganz schlecht, aber auch nicht wirklich herausragend. Das einzige, was wirklich gut funktioniert, sind die Effekte und die Actionsequenzen als solche. Zwar hat man keine emotionale Grundlage, weswegen man nicht wirklich mitfiebert, doch als stumpfe Materialschlacht funktioniert der Film ganz gut. Mehr aber auch nicht – und so ist der Film für den gewöhnlichen Zuschauer uninteressant, da man sich dem Protagonisten kaum nähern kann, und Comicfans sind mittlerweile bessere Produkte von *Marvel* gewöhnt. Lediglich jene *Superman*-Fans, die diesen rein symbolischen Ansatz zu dem Charakter mochten, konnte der Film wirklich überzeugen wie mir scheint. Und dies ist zu wenig für ein neues großes Franchise.

Batman v Superman: Dawn of Justice

All das sollte besser werden mit dem Sequel *Batman v Superman*. Allein die Aussicht auf ein Duell zwischen den beiden populärsten Comicbuchhelden sorgte für einen immensen Hype trotz des schwachen Vorgängers. Und tatsächlich, auch wenn der Film den Erwartungen bei Weitem nicht gerecht werden konnte, handelt es sich um einen durchaus besseren Film als *Man of Steel*.

Zum einen nahm man sich scheinbar die Kritik an Supermans Charak-

ter zu Herzen. Er wirkt nun greifbarer und sein Konflikt zwischen eigenem Pflichtbewusstsein und der Reaktion der Öffentlichkeit, welche von seiner Präsenz eingeschüchtert ist, ist relativ gut gezeichnet. Besonders aber gefallen einige der neuen Darsteller. Speziell BEN AFFLECK als Batman und JEREMY IRONS als Alfred sind hervorragend anzuschauen und auch GAL GADOT als Wonder Woman ist überraschend überzeugend. Auch die Actionsequenzen machen erneut Spaß und sind für mein Empfinden noch einmal ein deutlicher Schritt nach vorne.

Doch das Hauptproblem des Films ist erneut das garstige Drehbuch, wieder von DAVID S. GOYER. Zum einen scheint man sich das Ziel gesetzt zu haben, den Stoff für zig Filme in ein überlanges und verworrenes Etwas zu pressen. *Batman v Superman* ist nicht nur das lang ersehnte Duell, sondern auch eine erneute *Batman Origins*-Story, Einführung von Wonder Woman sowie *Superman vs Doomsday* sowie die Vorgeschichte zu *Justice League*. Jedes dieser Themen hätte einen einzelnen Film verdient, doch so werden elementare Ideen halbgar angeschnitten und nicht vernünftig ausgebaut. Darüber hinaus ist die Motivation sämtlicher Charaktere außerhalb jedweden logischen Fassungsvermögens. Batman will Superman umbringen, da durch Supermans Rettung der Welt im ersten Film Unschuldige gestorben sind und Batman nun Angst hat, dass der übermächtige Superman außerhalb des Gesetzes agiert. Superman hingegen will das Gesetz selbst in die Hand nehmen, da Batman zu viel Selbstjustiz betreibt. Da beide Charaktere gewissermaßen fast identische Beweggründe haben, würde sich beides gewiss bei einer Tasse Kaffee klären können. In den Comics ist der Konflikt interessant, da beide Helden gänzlich unterschiedliche Motivationen und Ideale haben und diese im Sinne ihrer Charakterzeichnung nachvollziehbar sind. Daraus kann man etwas Spannendes machen. Das hier hingegen ist ein schlechter Witz. Der Grund, warum sich beide entschließen, sich doch nicht mehr zu bekämpfen, ist schließlich der vielleicht dümmste Plottwist, den ich

jemals erlebt habe. Ich möchte es an dieser Stelle jedoch ungern spoilern, denn diese Perle des Storytellings soll jeder selbst einmal erlebt haben.

Dies macht schließlich den Film dann auch zu einer so frustrierenden Erfahrung. *Man of Steel* schien zu keinem Zeitpunkt ein guter Film zu werden, deswegen war er auch nur ein schwaches und belangloses Etwas. Wochen später habe ich von diesem Film das meiste vergessen und keine Szene hat sich wirklich tief ins Gedächtnis eingebrannt. *Batman v Superman* begeistert einen hingegen in Teilen durch sehr beeindruckende Szenen. Der Auftritt Wonder Womans, die Dialoge von Batman und Alfred sowie das lang ersehnte Duell zwischen Batman und Superman sind nur einige Beispiele toller Momente des Filmes, die es allein schon rechtfertigen, sich den Film anzuschauen. Doch wenn man sich konstant fragt, wer da überhaupt warum kämpft, verliert dieses geradezu historische cineastische Ereignis an Bedeutung. Ein Duell zweier Charaktere ist schließlich nur so gut wie der Konflikt, welcher beide kämpfen lässt. Und das ist im Wesentlichen das Problem des Filmes: Er will viel zu viel für einen Film, weswegen die Spielzeit in der Extended Fassung mit über drei Stunden komplett über das Ertragbare für einen Comicfilm zielt, und liefert viel zu wenig Substanz, um diese großartigen Momente zu rechtfertigen.

Das Ende des Filmes hätte für sich genommen noch einmal Potential für einen eigenen Artikel, denn erneut geht damit eine Kontroverse einher. In den letzten 30 Minuten spielt man hier eine Karte aus, welche man sich in den Comics erst nach tausenden von Ausgaben und ca. 60 Jahren Superman getraut hat. Man fordert bereits im zweiten Film eine emotionale Bereitschaft des Zuschauers, wofür diese Filme nicht genug Basis geboten haben.

Aber man präsentiert auch dieses Finale in fantastischen Bildern, was den Film so frustrierend macht. Hin und wieder sieht man Ausschnitte, durch die dieser Film das Potential zu einem der größten Comicfilme aller Zeiten hat, und dann macht er so dämliche Entscheidungen, dass es

einem in der Seele weh tut. Es ist gewiss kein guter Film, aber er ist besser als *Man of Steel*, gleichzeitig ist er aber auch frustrierender. Jedoch würde ich diesem Film gerne noch einmal eine Chance geben, wohingegen ich *Man of Steel* nicht noch ein viertes Mal sehen muss.

Suicide Squad

DC scheint nach zwei Filmen bereits in die Ecke gedrängt zu sein. Ihre zwei größten Marken konnten absolut nicht überzeugen und das Projekt Expanded Universe scheint bereits gescheitert zu sein. Bei *Suicide Squad* gelang es ihnen aber erneut, einen Hype für einen Film zu erzeugen. Man bringe zahlreiche bekannte Antagonisten des Universums wie Joker, Harley Quinn und Deadshot in einen Film und die interessante Dynamik in den Trailern zwischen diesen interessanten Charakteren überzeugt sofort. Es wirkte zudem etwas fröhlicher und bunter als die visuell sehr desaturierten Abenteuer Supermans. Jedoch wusste man im Vorfeld nicht allzu viel über die Handlung und wenn die nicht stimmt, würde der gesamte Film wie ein Kartenhaus zusammenfallen.

Dies geschieht mit *Suicide Squad* auch zum Teil. Der Film versucht, gleichzeitig das Team zu einzuführen, einen Antagonisten dazu vorzustellen, eine neue und eigenständige Inkarnation eines Jokers zu etablieren und dies alles in einem spaßigen Film unterzubringen. Erneut handelt es sich um ein sehr gewagtes Unterfangen für nur einen Film.

Die Vorstellung des Teams gelingt dabei größtenteils. Zwar legt man einen eindeutigen Fokus auf Deadshot (gespielt von WILL SMITH) und Harley Quinn, doch auch insgesamt kommt tatsächlich eine sehr angenehme Dynamik im Laufe des Filmes zwischen allen Beteiligten zustande. Zu Beginn ist jedoch alles etwas chaotisch, wenn man die Charaktere nicht bereits aus Comics selbst kennt. Doch je eher man mit den Charakteren vertraut ist, umso besser funktioniert der Film. Besonders spielt sich die Chemie der Antihelden in der Barszene kurz vor dem Finale des Filmes aus. Dieser sehr ruhige dialoglastige Moment wurde

im Extended Cut deutlich ausgebaut und ist die stärkste Szene des gesamten Filmes. Scheinbar hat man eine der größten Schwächen der letzten beiden Filme fantastisch behoben. Die Charakterisierung und die Motivationen der Protagonisten funktioniert extrem gut.

Ungleich problematischer stellt sich jedoch die Charakterisierung der Antagonistin Entchantress dar, welche sich für den unbedarften Zuschauer viel zu spät als solche entpuppt. Man unterscheidet sie in ihrer Darstellung in den ersten 35 Minuten kaum von den Mitgliedern des Suicide Squads. Ihre Motivation wird kaum glaubwürdig erklärt und ihre Handlungen ergeben auch nur bedingt Sinn. Zu einem Zeitpunkt kämpft sich das Team der Antihelden durch eine Horde obskur entstellter Schergen und niemals fragt sich jemand, woher diese denn kommen. Wie Entchantress in deren Erstellung mitwirkt, wird dann viel zu spät durch eine winzige Szene nachgeholt. Sie ist ein unglaublich schwacher Antagonist, aus dem man so viel mehr hätte machen können. Es wirkt manchmal, als würde minutenweise Material von ihr schlichtweg fehlen.

Dies ist schließlich auch das Hauptproblem des Filmes selbst im deutlich runderen Extended Cut. Viele Elemente passen nicht wirklich zusammen und so spaßig Harley, Deadshot und Co. sind, so uninteressant ist, was sie eigentlich tun. Es ist erneut ein furchtbar schwaches Drehbuch, welches anscheinend viel zu früh in Produktion gegeben wurde. Oftmals erhalten Drehbücher in der Filmindustrie zig unterschiedliche Versionen unterschiedlicher Autoren, um ein im Endeffekt rundes Gesamtkonzept zu erreichen. Ich weiß nicht, wie viele Iterationen hier durchlaufen wurden, aber definitiv zu wenige. Es wirkt, als habe man auf höhe-

rer Ebene aufgrund der Kritiken der letzten beiden Filme kalte Füße bekommen und möglichst schnell einen Erfolg gebraucht.

Der letzte Punkt, an dem sich zweifellos die Geister scheiden, ist JARED LETOS Joker. Sowohl JACK NICHOLSON als auch MARK HAMIL und HEATH LEDGER haben auf ihre Art einen brillanten Joker abgeliefert, der perfekt in die jeweilige Interpretation des Ausgangsmaterials passte. JARED LETO, so sehr ich ihn als Schauspieler auch schätze, hat hier keinen sonderlich guten Eindruck hinterlassen. Er wirkt zwar angemessen verrückt, aber irgendwie uninteressant. Während die anderen eine seltsame Art von Faszination erzeugen konnten, war er zu belanglos und von seiner Geschichte mit Harley Quinn konnte nur ihr Charakter wirklich profitieren.

Also war Suicide Squad auch ein purer Reinfluss? Nicht unbedingt. Denn obwohl es absolut kein guter Film ist, so hatte ich zumindest viel Spaß mit ihm. Wann immer es ein Film schafft, Charaktere zu erschaffen, die irgendwie interessant und gut gespielt sind, ist das schon ein Grund für mich, etwas Positives aus der Erfahrung zu ziehen. Auch war der Film selbst in der Langfassung nur knapp über zwei Stunden lang, was für seine erzählerische Tiefe sehr angemessen ist. Er nimmt sich nicht zu wichtig – wie die anderen beiden Werke – und ist dadurch im Endeffekt erfolgreicher für mein Empfinden. Doch als Flaggschiff für die angeschlagene DC-Flotte taugt er auch nicht wirklich. Man schließt hier maximal zu den schwächeren Marvelfilmen auf, nicht mehr.

Die Zukunft

Besteht also noch Hoffnung, irgendwann einen würdigen Konkurrenten für Marvel zu sehen? Ich behaupt-

te, das hängt allein von diesem Jahr und den kommenden zwei Projekten ab. Mit *Wonder Woman* steht zunächst eine einzelne Geschichte zu einem der interessanteren Charaktere aus *Batman v Superman* an. Man hat in diesem Film genug Anspielungen auf ihre Geschichte dargeboten, welche mich zumindest neugierig machen, was sie mit dem kommenden Werk anstellen wollen. Auch ist es der erste Film, welcher nicht von einem großen Namen wie Batman, Superman oder dem Joker getragen werden muss. Vielleicht sorgt diese Tatsache für etwas mehr Selbstbewusstsein im kreativen Prozess des Schreibens des Drehbuches. Dafür hat man für alle kommenden Produktionen andere Autoren am Werk als bisher. Dies sorgt tatsächlich für etwas Hoffnung.

Der wichtigere Film wird jedoch *Justice League* sein, welcher erneut von einem *Avengers-* oder *Suicide Squad-*ähnlichen Team von Superhelden handelt. Nicht nur übernehmen *Wonder Woman* und vor allem *Batman* hier eine führende Rolle, auch sehen wir erstmals *Flash*, *Aquaman* und *Cyborg* als vollwertige Teammitglieder. Bisher hat man nur wenige Sekunden von *Aquaman* und *Flash* in den vorangegangenen Werken erhaschen können und der Eindruck dieser Charaktere wird kritisch für die kommenden Jahre sein. Denn für 2018 bis 2020 sind unter anderem die Filme *Aquaman*, *Flash*, *Cyborg* und *Justice League Part Two* angekündigt. 2017 wird also das finale Fundament für die nächsten Jahre des Franchises gelegt. Wenn das funktioniert, sind die vorangegangenen Filme kaum noch relevant für die Gesamtbetrachtung der Filmreihe. Floppt *Justice League*, so wäre das für mein Empfinden das Aus für die gegenwärtigen Filmpläne seitens DC-Comics. Man darf also gespannt bleiben.

KREATIV

Eine musikalische Reise durch den Märchenwald

Oder: Wie man *Hänsel und Gretel* kaputtmachen kann

VON FLORIAN KRANHOLD

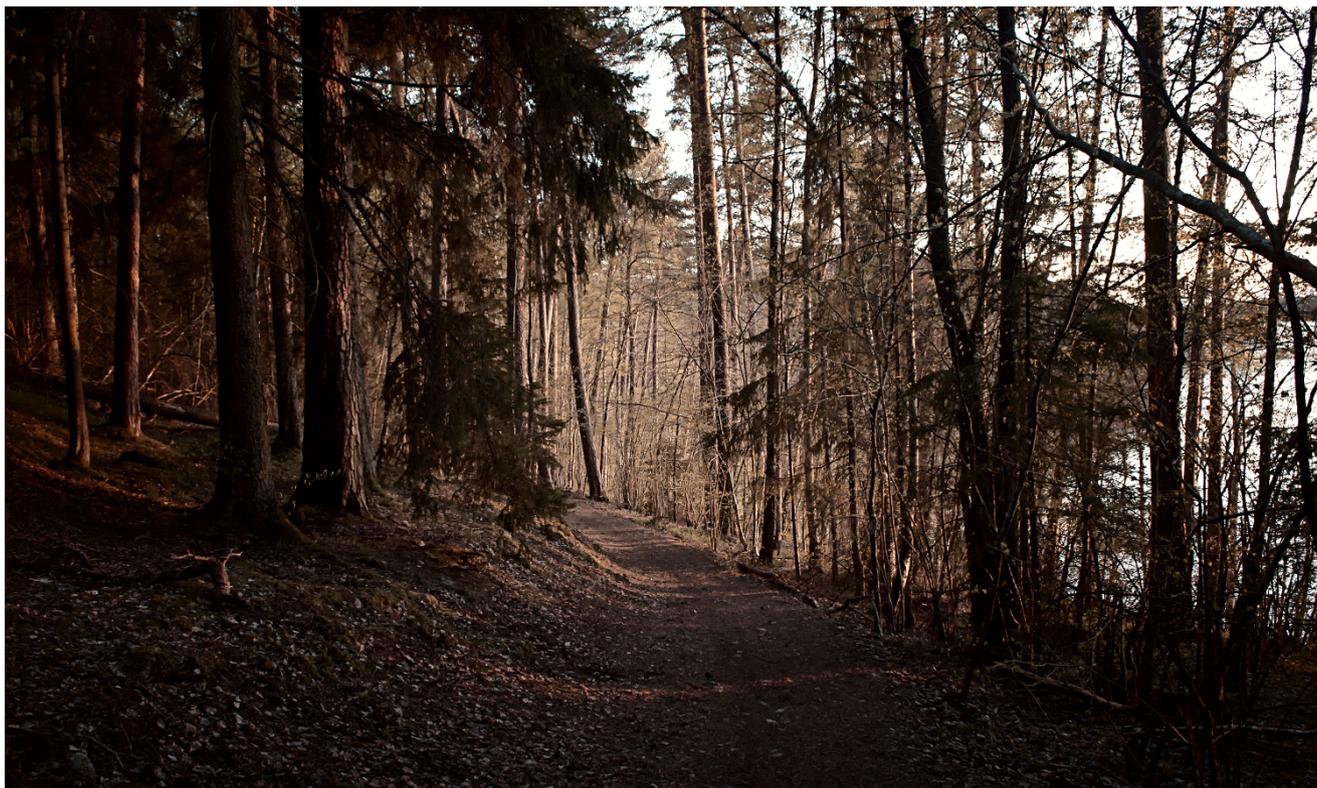


Foto: Alexander Cahlanstein – flickr.com (CC BY 2.0)

Zur Jahreswende hat wieder eine WinterAkademie des CdE stattgefunden, eine jener Veranstaltungen, zu denen sich unter anderem eine Reihe musiktheoretisch interessierter Menschen trifft, um ihren qualitativen Unterschied zu Bach, Mozart und Beethoven dadurch zu kompensieren, möglichst viel musikalischen Unsinn zu Papier zu bringen.

Das Motto der diesjährigen WinterAkademie war „Märchen“; und so haben wir uns überlegt, was es denn für Lieder über Märchen – oder Erzählungen im weitesten Sinne – gibt, die man verunstalten, gendern, musikalisch überladen und vollkommen überdramatisieren kann. Uns schien dabei als Grundmuster das bekannte Lied *Hänsel und Gretel* ganz brauch-

bar zu sein.

Wir versuchten im weiteren Verlauf, viele Anspielungen auf andere Märchen oder Erzählungen einfließen zu lassen und textbezogen auch Kompositionen aus ganz anderen Bereichen anzudeuten. Die Gesamtpartitur ist nach diesem Artikel abgedruckt. Der interessierte und sich selbst testen wollende Leser mag meine Ausführungen überspringen und sich die Partitur selbst ansehen. Für alle anderen erkläre ich nachfolgend, was genau wir da eigentlich verbrochen haben.

Wir haben zunächst einen viertrophigen Text rund um Hänsel und Gretel gebaut, die bekanntermaßen im Wald herumirren. Um zunächst eine dramatische Atmosphäre zu kreieren, beginnen wir in g-Moll und im

3/4-Takt mit dem Hauptmotiv aus *Game of Thrones*, das im 5. Takt durch den Terzsprung im Alt nach Dur wechselt, durch die obere Wechsellinie als im Bass allerdings sofort seinen phrygisch-dramatischen Charakter erhält.

Sogleich beginnt im 7. Takt die Strophe, gesungen von einem Sopran und untermauert von einem drei- bis vierstimmigen Begleitchor. Es lohnt sich, für eine Weile die eigene konzipierte Harmonik der Strophe auseinanderzunehmen, da diese bis auf kleinere Abwandlungen in den anderen Strophen aufgegriffen wird: Wir beginnen in G-Dur, wechseln aber im Folgetakt unerwarteterweise in die Dominantparallele h-Moll, die dem Ganzen einen leeren, aber weichen Charakter verleiht. In-

interessanter ist der sixte ajoutée in Moll auf „verliefen“, der nicht nur subtil durch einen Querstand zwischen Bass und Alt etabliert wird, sondern auch den Ernst der Lage glaubhaft bekräftigt. Die erste Phrase endet freilich in der Dur-Tonika. Besonderes Augenmerk liegt nun auf der Finsternis des Waldes. Zweifels- ohne bedurfte es hier eines außergewöhnlichen harmonischen Kniffs, den zu finden der musikalische Laie wohl kaum imstande gewesen wäre: Wir wechseln zunächst abrupt nach g-Moll und bereiten als Gegenklang Es-Dur vor, der sich alsdann auf „finster“ mit klangender Halbtonreibung unter das zweigestrichene d der Melodie fügt. Wir fangen den gespannten Bogen wieder ein, indem wir zur Parallele des Gegenklangs und damit zur Subdominante – c-Moll wechseln. „bitterkalt“ ist natürlich g-Moll.

Für den B-Teil haben wir uns erlaubt, das banale musikalische Material für unsere Zwecke zu verfremden, um uns unter Zuhilfenahme des Doppeldominantsepts zum Zwecke der Auflockerung vom tonalen Zentrum zu entfernen und einen Ausflug nach d-Moll zu wagen. Die Umsetzung dieser Idee ist mehr als naheliegend, sodass wir textkonform fragend in d-Moll, Terzlage herauskommen. Aufgabe der letzten Phrase ist es nun freilich, wieder zurückzukommen. Wir starten mit g-Moll, allerdings in der Rolle des sixte ajoutée in d-Moll mit der für g-Moll skalenfremden großen Sext e. Tatsächlich kommt der Plottwist erst zwei Takte später, indem der Tenor das es einführt und zusammen mit dem Leiton fis im Alt endgültig den tonalen Rahmen für die Grundtonart g-Moll zementiert.

So viel zur harmonischen Aufmachung der Strophe, auf die ich nun nur noch eingehen werde, wenn sie im Rahmen motivischer Überfrachtung in den Folgestrophen modifiziert wird. Man würdige kurz noch den Witz im zweiten Teil der Strophe, der Wolf habe die Steine, die den Weg weisen sollen, aufgegessen. Hier treffen gleich drei Dinge aufeinander: Zum einen geht es nach wie vor um den Weg Hänsels und Gretels, der hier offenbar verunmöglicht

worden ist; zum zweiten wird hier auf *Der Wolf und die sieben Geißlein* Bezug genommen, ein Märchen, in dem der Wolf besiegt wird, indem ihm Steine in den Bauch gelegt werden, was sicherlich ein für den Wolf schmerzhaftes Unterfangen ist; zum dritten ist der Wolf ein wiederkehrendes Element in vielen Märchen; so auch in PROKOFJEWS *Peter und der Wolf*, wie der Titel auch den Unkundigen schon vermuten lässt. Das Wolfmotiv ist hier in Takt 19 mit Auftakt beinahe unbemerkt im Tenor versteckt worden!

Aber weiter in der Partitur: Wir befinden uns nun also in der Überleitung zwischen erster und zweiter Strophe. Um dem Hörer das Gefühl formaler Konsistenz und konzeptioneller Durchdachtheit vorzugaukeln, bringen wir hier erneut das einleitende *Game of Thrones*-Motiv, das allerdings bereits nach zwei Takten von *Hedwig's Theme* aus *Harry Potter* überlagert wird. Da beide die gleiche Taktart haben und eine Weile in der Molltonika verweilen, stellt dies kein größeres satztechnisches Problem dar. Auch nach einigen Takten muss das *Game of Thrones*-Thema lediglich unter Beibehaltung der Motivik in den doppelt verminderten Vierklang wechseln. Nach diesem ist nun der Weg für eine weitere Strophe, die sich aus dem tonalen Zentrum G-Dur heraus entfaltet, frei.

Überraschenderweise setzt der Solosopran eine Viertel später als erwartet ein. Dies hat den Vorteil, dass dem Hörer mehr Zeit gegeben wird, die komplexe Verflechtung von Motiven aus unterschiedlichen Filmen zu verarbeiten, und lässt dem Sopran nach 5 Takten andächtigen Zuhörens eine weitere kleine Verschnaufpause. Inhaltlich scheinen die Autoren nun ein bisschen den Faden und das todernde Geschehen im Wald weiterschweifig aus dem Blick verloren zu haben – es geht um Dumbledores Socken, die womöglich gegen die bittere Kälte geholfen hätten. Untermalt wird dies durch das bekannte *Double Trouble* aus *Harry Potter and the Prisoner of Azkaban*, das in Takt 31ff. im Chorsopran zitiert wird und dem schon oben als essentiell dargestellten Gegenklang Es-Dur durch

den Wechsel zum cis eine spannungsreiche halbtongeladene Zusatznote verleiht.

Nun wird aber konsequent abgeschwiften: Bekanntermaßen sieht Dumbledore seine Socken im *Spiegel Nerhegeb*, der, wie sein Name, wenn man in rückwärts liest, bereits enthüllt, die innersten Wünsche des in ihn Schauenden offenbart. Nun ist das Konzept magischer Spiegel, die irgendwelchen Unsinn machen, wenn man versucht, Kontakt mit ihnen aufzunehmen, ja schon ein Stückchen älter und ROWLING hat hier ganz dreist plagiiert: Wie bereits in *Schneewittchen* die Königin fragen auch wir, wer denn der, die oder das Schönste im Land sei. Zur Erinnerung: Wir befinden uns hier am Ende des B-Teil-Äquivalents in Strophe 2, sollten also in d-Moll, Terzlage schließen. Um den Hörer zu überraschen, nimmt der Solosopran allerdings das harmonische Zepter in die Hand und entscheidet sich durch ein zweigestrichenes, alles überstrahlendes fis für D-Dur. Die anderen Stimmen können dem nicht viel mehr hinzufügen, als durch vorhersehbare Sekundvorhalte D-Dur zu bestätigen und damit die durch den Solosopran eingeleitete harmonische Richtung abzunicken.

Der harmonischen Ratlosigkeit folgt eine Pause, die der Bass geschickt zu nutzen weiß, indem er die melodisch und rhythmisch komplexe Melodie „Hey Zwerge, hey Zwerge, hey Zwerge, ho!“ aus dem Film *7 Zwerge: Männer allein im Wald* auf dem großen D (für den Laien: Das ist sehr tief.) vorträgt und dem märchenunkundigen Rezipienten so die Anspielung mit dem Spiegel erklärt.

Durch diese beiden unerwarteten vopreschenden Aktionen von Solosopran und Bass bleibt Raum, die Taktart zu wechseln und die zweite Strophe durch die vierte Phrase im 2/4-Takt abzurunden. Was sich die Komponisten hierbei gedacht haben, entzieht sich jedoch jeglicher Nachvollziehbarkeit: Zuerst scheint die inhaltliche Antwort auf die Frage, was denn das Schönste im Land sei, „Rumpelstilzchen“ zu sein. Das ist vermutlich als Witz gedacht, denn der durchschnittliche Rezipient stellt sich das Rumpelstilzchen nicht als

besonders schönes Wesen vor. Zum Anderen scheinen die Komponisten aber auch bei der musikalischen Umsetzung nicht ganz bei der Sache gewesen zu sein. Jedenfalls hatten sie wohl auf die Takte 41 bis 44 keine besondere Lust; sie werden mit trivialsten Harmonien und den Begleitsilben „Hum-ba“ ausgestaltet, so, als sei der dramatische Chor plötzlich zu einem drittklassigen Blechblasorchester mutiert.

Die Überleitung zwischen zweiter und dritter Strophe in Takt 45ff. enthält keine besondere musikalische Substanz, soll aber witzig sein: Zum einen spricht der Chorsopran die rhythmisch so eingängigen Worte des Rumpelstilzchens, allerdings mit einer subtilen unanständigen textlichen Abwandlung, die suggeriert, das Rumpelstilzchen wolle die Königin ins Bett bekommen. Dass dieses Vorhaben von Erfolg gekrönt sein wird, ist nicht ganz auszuschließen, da das Rumpelstilzchen in der alternativen Realität der Autoren offenbar mit einzigartiger Attraktivität gesegnet zu sein scheint. Es schließt sich eine G-Dur-Skala abwärts an, die an den *Toten Boten* erinnert, der sich im CdE besonderer Beliebtheit erfreut und nicht selten musikalisches Material für diverse Verunstaltungen geboten hat.

Eben dieser wird nun auch in der dritten Strophe besungen; der Sage nach ist es nämlich seine Aufgabe, eine leider fehlfrankierte Scheibe Brot zuzustellen. Diese hat er freilich bei sich, als Hänsel und Gretel ihn tot auffinden, und offenbar hat er vor seinem Ableben den bisher gelaufenen Weg im Wald gestreut, um wieder hinaus zu finden. Musikalisch haben sich die Komponisten hier sehr zurückgelehnt und waren anscheinend

der Ansicht, der Taktwechsel reiche aus, ihre Kreativität unter Beweis zu stellen. Da diese Strophe ein vermeintliches „Happy End“ hat, enden wir hier auch in G-Dur.

Was nun folgt, ist jedoch raffiniert: Mitten in den Schlussakkord wird vom Alt das Peter-Thema aus *Peter und der Wolf* angestimmt. Nun wird verwendet, dass das Thema moduliert, also nach wenigen Takten in die Mollterz gelangt. Von dieser wird nun der für die modulatorischen Belange der Komponisten ein harmonisch korrekter doppelt verminderter Vierklang aufgebaut und ein komplexer Ausflug ins erste Thema des ersten Satzes aus Beethovens 5. Sinfonie unternommen – mit der Folge, dass man über die hart verminderte Doppeldominante in der Dominante D-Dur landet, von der ausgehend nun alle Möglichkeiten frei sind, ein furioses Finale darzubieten.

Der Bass scheint diesem Vorhaben geradezu übereuphorisch zugetan zu sein, ihm ist offenbar vollkommen egal, ob es in den Satz passt, jetzt muss das *Star Wars*-Hauptthema her, schließlich finden Hänsel und Gretel gerade aus dem Wald. Dieses muss rhythmisch gestreckt werden, sodass der schwierig umzusetzende 4:3-Rhythmus in Takt 80 durch die Triolenviertel unvermeidlich ist. Der triumphale Septsprung des *Star Wars*-Themas kommt bereits im Grundton der Tonika und im Ende der Phrase an. Nun wechselt die Charakteristik abrupt: Da textlich ein schallender Freudenchor beschrieben wird, muss Barock her. Hierzu wird verwendet, dass *Hänsel und Gretel* und HÄNDELS *Tochter Zion* motivisch fast kongruent sind. Dass zusätzlich zwischen „Händel“ und „Hänsel“ nur ein ein-

buchstabiger Unterschied besteht, kann kein Zufall und muss infolgedessen Teil einer ganz großen internationalen Verschwörung illuminatischen Ausmaßes sein. Aber das ist eine andere Geschichte. Jedenfalls wird für vier Takte der originale Händel-Satz zitiert. Die darin enthaltenen Quintparallelen sind also Fehler des Zitierenden, nicht der Zitierenden!

Nun verflacht es harmonisch etwas und man schlägt zunächst textlich eine Brücke nach Mitteleuropa, dann auch musikalisch, indem nach der 3. Phrase die aufsteigende Melodie der Hauptstimme, die im d landet, vom Chorsopran aufgenommen und sequentiell weiter ins es geführt wird, sodass für einen kurzen, unerwarteten Moment kurz vor Schluss innegehalten und von anderen Welten gesungen wird. Diese kurze Verschnaufpause ist aber rasch vorbei, da wir über den Moll-Quartsextvorhalt – unter Aufrechterhaltung der Thematik! – zurück zur letzten Phrase gelangen, in der wir textlich erfahren, dass Hänsel und Gretel im Kreis gelaufen sind, da sie wieder beim Hexenhaus landen. Dies wird untermauert mit einer dramatischen g-Moll-Kadenz, abschließendem Wechsel in den Gegenklang unter Verwendung des beethovenschen Schicksalssinfonienmotivs im Bass, Ganztonrückungen und einem Schluss mit picardischer Terz, die diese Odyssee würdig abrundet.

Alles in allem kann man ohne Übertreibung urteilen, dass hier ein ganz großes Meisterwerk von maximaler geistiger Verwirrtheit entstanden ist, das sich jeder ernstgenommen werden wollenden Analyse entzieht. Ich wünsche viel Spaß mit der Partitur¹ und danke für Ihr Mitgefühl!

¹Eine kleine Anmerkung: Zur besseren Lesbarkeit wurden nicht alle Begleitsilben notiert und die Achtel- und Sechzehntelbögen konsequent durchgezogen.

Solo $\text{♩} = 90$

1. Hän - sel und Gre-tel ver - lie-fen sich im

S
A

T
B

10 Wald. Es war so fins-ter und auch so bitter - kalt. Wo ist denn nur die Spur, die ih-ren Heimweg weist? Der böse

20 Wolf, ja, der hat die Stein' verspeist. 2. Hän-sel und

29 Gre-tel ver - lie-fen sich im Wald. Dum - bledores So - cken sah'n sie im Spiegel bald. Ner - he-geb an der Wand, sag, was
Dou-ble Dou-ble toil and trou-ble

38 ist das Schönst' im Land? Das Rum-pel-stilz-chen, den Na-men niemand
ba ba ba ba ba ba
Hey, Zwerge, hey, Zwerge, hey, Zwerge, ho! Hum hum hum hum hum hum ba

44

kann't. Heute back' ich, morgen brau' ich, übermorgen mache ich der Königin ein Kind. 3. Hänsel und Gretel ver-

bam

bam!

bam bam bam bam bam bam bam

53

biefen sich im Wald. Dort lag ein Leich-nam, er war schon steif und kalt. Was hielt denn dieser Bo - te frankiert in seiner Hand?

63

Ein Brot zum Streuen der Weg ist nun be - kann't.

75

4. Hänsel und Gretel, die finden aus dem Wald. Durch al-le Lande Freudenchor erschallt. Die Straße gleitet fort, doch

ta ta

88

wohin führt sie dann? Zum Hexen häuschen, von wo sie einst be - gann.

Gleis 8

VON LUKAS HEIMANN



Foto: Lukas Heimann

So ein Bahnhof ist ja schon ein paradoxer Ort, stelle ich fest, als ich die S-Bahn verlasse und auf den Bahnsteig trete. Ein Ort voller unterschiedlicher, widersprüchlicher Gefühle, voller Leben – insbesondere an diesem warmen Freitagabend im Spätsommer. Am gegenüberliegenden Gleis hält ein Intercity, Menschen steigen ein und aus.

Ich stelle mir vor, was sie gerade denken. Ein blondes Mädchen mit roter, weiß gepunkteter Tasche fällt aus der Tür einem Jungen in den Arm, der wahrscheinlich ihr Freund ist, der versucht cool zu bleiben und sich nicht anmerken zu lassen, dass er sie vermisst hat und zumindest für die nächsten paar Tage nicht mehr weggehen lassen wird. Einen halben Wagen weiter ist die genau umgekehrte Szene. Er, Ende 20, mit Anzug und unauffälligem Rollkoffer, küsst seine Verlobte, flüstert ihr wahrscheinlich ins Ohr, dass er schon bald wieder zurück sein wird, und dreht sich in Richtung Tür.

Dort reicht ein älterer Mann, dessen weiße Haare unter seinem Hut

hervorragend, gerade seiner Frau die Hand, um ihr beim Einsteigen zu helfen. Vielleicht fahren sie übers Wochenende irgendwohin in den Urlaub oder besuchen ihre Kinder in einer anderen Stadt. Die Frau lächelt ihn an und lässt seine Hand nicht mehr los, als sie den Zug betreten hat. Und ich lächle auch.

In Richtung des Vaters und der Mutter, deren Tochter gerade mit schwerem Rucksack bepackt ganz offensichtlich von einer halben Weltreise – mindestens von ein paar Wochen Abenteuer mit Freunden – zurückkommt und die offensichtlich froh sind, dass es ihr gut geht. In Richtung der Gruppe Männer mittleren Alters im Wanderoutfit und mit Bierdosen in der Hand. Und auch aufmunternd in Richtung des Mannes, der zu einem Fenster winkt, gegen das von innen die Hand seines Freundes gepresst ist, der mit den Tränen ringt. Egal, wie lange die beiden getrennt sein werden, ich weiß, sie werden sich wieder sehen, irgendwann – und dann einander in die Arme fallen wie der Junge und das

Mädchen mit der rot-weißen Tasche.

Und natürlich lächle ich auch dich an, als du mir am Bahnsteig entgegen kommst und sich dein linker Mundwinkel zu einem schiefen Lächeln hebt. Ich beschleunige meine Schritte für die verbleibenden Meter, die mich von deinen Armen trennen.

„Ich habe dich vermisst“, flüsterst du mir ins Ohr.

„Die ganze Zeit, seit dem Frühstück ... Das muss richtig hart gewesen sein“, antworte ich augenzwinkernd, stelle mich auf die Zehenspitzen und drücke dir einen Kuss in den Dreitagebart. Du hebst kurz eine Augenbraue, doch statt des ironisch-empörten „Hey“, das ich erwartet hatte, wandert deine Hand an meinem Rücken hoch bis in meine Haare, und du küsst mich auf den Mund. Ich drücke in der Umarmung noch ein letztes Mal fester zu, bevor ich dich langsam loslasse.

„Wie war dein Tag?“, frage ich, während meine Finger die deinen suchen.

„Gut“, antwortest du und drückst einmal kurz meine Hand.

„Was hältst du davon, wenn wir mal was Verrücktes machen“, sagst du und wirbelst mich herum. „Lass uns gemeinsam weglaufen. Jetzt, hier. Der IC fährt durch bis Stralsund, und das Meer hat die Farbe der Freiheit.“

Ich bin kurz verwirrt. „Weglaufen? Aber ... Wir haben doch ...“

„Termine?“, unterbrichst du mich, „Die können warten. Das ist wahrscheinlich die letzte Chance vor dem Winter!“

„Aber wir können doch jetzt nicht einfach wegfahren. Ich bin gerade erst angekommen und will nur nach Hause, was essen und vielleicht noch einen Film gucken ... Das war ein anstrengender Tag heute.“ Du hebst eine Augenbraue und hältst inne.

„Erinnerst du dich an die Zeiten, in denen du noch Lieder über wahre Liebe geschrieben hast?“, fragst du unerwartet.

„Kennst du dieses Gefühl, dass schon alle wirklich wichtigen Worte zu dem Thema gesagt wurden?“, entgegne ich und blicke in deine tiefen Augen.

Du schüttelst den Kopf: „Du solltest eine wissenschaftliche Abhandlung über die Metaphorik der Selbstzweifel schreiben, wenn du mich

fragst.“

„Wie meinst du das denn jetzt?“

„Wir sind noch jung! Wir haben noch nicht alles gesehen. Noch nicht alles gesagt, noch nicht alles gemacht. Noch nicht alle Lieder geschrieben.“ Du drehst dich in Richtung des Intercitys, der immer noch am Gleis steht. „Das hier wird dein nächstes Lied, ich versprech’s dir.“ Du hältst mir deine Hand hin.

„Aber wir haben doch überhaupt keine Sachen gepackt für eine solche Reise“, schüttele ich den Kopf, muss aber auch ein bisschen lachen. „Was willst du machen, wenn wir angekommen sind? Im Bahnhof übernachten?“ Ich blicke in Richtung Ausgang. „Lass uns lieber nach Hause gehen.“

„Und dann werden wir alt und vergessen“, sagst du theatralisch, „unser einziges Lebenszeichen die ‚zuletzt online‘-Angabe bei WhatsApp, und auf unserem Grabstein wird stehen: ‚Hinter ihren Möglichkeiten zurückgeblieben‘.“ Du malst den Umriss mit den Händen in die Luft, und ich muss lächeln. „Sei doch mal mutig“, forderst du mich heraus. „Tanz mit dem Leben!“

Ich habe immer zu mir selbst gesagt, derjenige, der mich zum Tan-

zen bringt, ist der richtige für mich. Und eigentlich habe ich gedacht, das hättest du bislang noch nicht geschafft.

Aber wir haben getanzt, strahlen deine Augen, *weißt du nicht mehr? Walzer, im Regen, vor dem Kino*. An den Film erinnere ich mich schon gar nicht mehr. Nur an die wirbelnden Lichter der Stadt.

Irgendwo knarzt eine Durchsage. Irgendwo ertönt eine Trillerpfeife. Eine Taube fliegt über die Gleise hinweg und landet auf einer verlassenen Sitzbank. Das Rauschen der Menge verblasst, und der Intercity ruht immer noch am Gleis.

„Du hattest doch mal diese Metapher in einer deiner Kurzgeschichten ... ‚Wir haben den letzten Zug verpasst‘“, zitierst du.

„Aber er wäre eh in die falsche Richtung gefahren“, ergänze ich.

„Also ich sehe hier noch mindestens einen Zug, der heute noch fährt. Und in welche Richtung, ist doch eigentlich vollkommen egal.“

„Weil wir zusammen sein werden.“

Du lächelst. Dann machst du einen Schritt nach hinten, über die kleine Lücke zwischen Bahnsteig und Trittbrett, und steigst in den Zug ein.